

Goethe. Trotz der Denkmäler ein Verborgener¹

*Es ist nicht mehr möglich,
zu Goethe zurückzukehren,
und doch ist es auch nicht möglich,
über ihn hinauszukommen.*

Karl Löwith

Die Republik feierte 1999 den 250. Geburtstag ihres größten Dichters. Es musste im Jubeljahr darum gehen, den Klassiker, den alle mit Namen nennen, ohne ihn doch wirklich zu kennen, anschaulich darzustellen. Es war Interesse, Neugier zu wecken an einem Poeten, der zwar mit Respekt formal-abstrakt als Namenshülle erwähnt wird, der aber als langweilig und vermottet gilt und konkret nicht bekannt ist. Am ehesten schien das möglich: Das Denkmal zu entstauben, indem Aspekte eines unentdeckten, verschütteten oder wenig beachteten Goethe aufgezeigt werden.

Eben schreibt ein frischgebackener Ordinarius, was alle wissen, aber nicht zu sagen wagen. Bei Goethe gehe es um Texte, „die einer interessierten Öffentlichkeit [...] aus dem Blick geraten sind und von denen die zweifelhafte Aussicht auf ein Begräbnis erster Klasse in den neueren Goethe-Ausgaben noch keineswegs abgewendet ist“.² Er spielt damit an auf die große Zahl von Goethe-Ausgaben, die heute auf dem Markt sind und manchmal in den Bücherregalen stehen, ohne doch gelesen zu werden. Sie erhöhen den Wärme- und Schalldämmwert der Wohnung, sie sind ein Stück der Einrichtung, das auch den Besitzer in bestimmter Weise – als bildungsbewusst – profiliert.

Wenn wir uns heute, am Ausgang des Jahrtausends, dem Denkmal nähern, es ansehen, durch die Goethe-Straße gehen, dann sollten wir nicht als erstes fragen: was ist der Dichter für uns? Vielmehr, uns erst einmal Zeit lassen zu erkunden, was war er? Und da werden wir uns wundern. Er war – wie freilich alle und alles

auf dieser sublunaren, vergänglichen Welt – einmalig, auf seine besondere Weise. Greifen wir mitten hinein.

Der zensurfähige oder polizeiwidrige Goethe

In einem frühen, Frankfurter Text, den Goethe selbst nie publiziert hat, spricht der einladende Hochzeiter Hans Wurst zu seinen Gästen (hier in der Orthographie der Handschrift):

Wie aber, was, ihr horcht nicht mehr?
Ihr scheint euch zu langeweilen?
Ihr steht und rollt mit eurem Kopfe,
Streckt euren Bauch so ungeschickt,
Was thut die Hand am Laz, was blickt
Ihr abwärts nach dem rothen Knopfe? [...]
So viel mir eigentlich bekannt
Ward das Stück Hanswursts Hochzeit genannt.
So lass mich denn auch schalten und walten,
Ich will nun hin und Hochzeit halten. [...]
Mich däucht, das größt bey einem Fest
Ist wenn man sichs wohl schmecken lässt.
Doch ich hab keinen Appetit
Als ich nähm gern Ursel aufn Boden mit,
Und aufm Heu und aufm Stroh
Jauchzten wir in dulci júbilo. [...]
Ich mögt gleich meine Pritsche schmieren
Und sie zur Thür hinaus formiren.
Denn was hab ich mit den Flegeln?
Sie mögen fressen und ich will –

Schon damals war ein – unreines – Reimwort für diesen Akt gebräuchlich. Übrigens schon damals gab es all jene Worte, die mit dieser Bedeutung auch heute nicht im DUDEN stehen.

Goethes *Werther* wird auf Antrag der theologischen Fakultät der Universität Leipzig verboten; er rufe *üble impressiones* hervor, welche, zumal bey schwachen Leuten, Weibs-Personen, bey Gelegenheit aufwachen, und ihnen verführerisch werden können.

Der einschlägig bekannte Hamburger Hauptpastor Goeze – er hatte gegen Lessings *Nathan gewettert*, weil er Toleranz der Religionen und nicht Abgrenzung und gegenseitige Feind-

schaft eingeklagt hatte – dieser Goetze nennt den *Werther eine verfluchungswürdige Schrift* und fragt hetzerisch-rhetorisch: *Und keine Censur hindert den Druck solcher Lockspeisen des Satans?*

In *Stella*, einem *Schauspiel für Liebende*, hat Goethe in der ersten Fassung von 1775 gewagt, eine muslimische Schlusskonstellation zu entwerfen. Zu Füßen Ferdinandos des Helden liegen, um seine Liebe gleichzeitig flehend, beide, Frau und Freundin. Der ebengenannte Obrichter Goetze sieht demnach *Hurerei, Vielweiberei, Verführung minderjähriger, außer- und vorehelichen Geschlechtsverkehr*. Er hatte die *TIMES* nicht gelesen, die eben versichert: Shakespeare war schon immer obszön. [Shakespeare's works have always been of an obscene nature.] Der Meister hat, dreißig Jahre später, unter dem sittigenden Einfluss der Frau von Stein dieses gewagte Machomännertraum-Finale, das den abendländisch-christlichen, alteuropäischen Werten so konträr ist, geändert und aus dem Schauspiel eine Tragödie gemacht: der Held erschießt sich, die Freundin nimmt Gift. Trauernd bei den Leichen sitzend bleiben Frau und Tochter.

Man kann dieses Modul breit ausbauen, noch ein Beispiel; auf einem abgerissenen Quartblatt Konzeptpapier kann man lesen:

Mir ist das liebe Wertherische Blut
Immer zu einem Probir hengst gut
Den lass ich mit meinem Weib spazieren
Vor ihren Augen sich abbranliren
Und hinten drein komm ich bey Nacht
Und vögle [wurzle] sie dass alles kracht
Sie schwaumelt oben in höhern Sphären
Lässt sich unten mit Marcks der Erde nähren
Das greib Jungens Leibseelig brav
Allein macht ich wohl ein Schweinisch Schaf.

[= machte ich es allein, also onanierte ich, dann stellte ich wohl ein schweinisches Schaf dar, also eine sehr schwere, metaphorreiche Sprache: vielleicht haben die Goethe-Ausgaben uns deshalb mit diesen Texten verschont. – *schwaumelt*: da muss man philologisch werden; das 33bändige Grimmsche Wörterbuch erklärt mit *schwanken, taumeln*, nennt aber als Beleg nicht die Goethe-Stelle, sondern den ungefährlchen Immermann. Dafür wird es deutlich bei der Erklärung des vom Verb abgeleite-

ten Adjektivs *schwäumlich* – Gott, wer kann so gut deutsch, dass er dieses Wort kennt! – Grimm erklärt mit einem Satz aus einer komischen Oper mit dem Titel *Liebe auf dem Lande* von Christian Weise, einem Aufklärungspoe-ten: *ah, das ist ein geschichtchen! Das ein leibchen! Ich glaube, meiner treu, sie selbst sollten darüber ein bischen schwäumlich im kopfe werden*. Also eindeutig in erotisch-sexuellem Kontext gebraucht. Beim Anblick einer Frau schwindlig werden – nicht nur Frauen fallen im 18. Jh. in Ohnmacht. – *abbranliren* von *branler*: schwenken, schütteln, abzappeln.]

Noch ein letztes Beispiel aus einem kanonisierten Text, der freilich als abstrus und unverständlich weithin gilt, dem zweiten Teil des *Faust*. Der Chor kommentiert Fausts und Helenas Verhalten in Form der Mauerschau:

Nah und näher sitzen sie schon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie,
Hand in Hand wiegen sie sich
Über des Throns
Aufgepolsterter Herrlichkeit.
Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Übermüthiges Offenbarsein.

Die Matrosen Bougainvilles, des französischen Weltumseglers, hatten auf Tahiti nach monatelanger Seefahrt mit den einheimischen Frauen am Strand offen geschlafen. Das ist ein Hinweis auf Idylle, wo die Normen bürgerlich eingeschränkter Moralvorstellungen nicht greifen. Zugleich ist politisch angespielt auf das Moment der Öffentlichkeit in den Handlungen der Griechen: vor dem Palast finden die Verhandlungen im Angesicht des Volkes statt. Schiller hatte das gewünscht und beklagt: *heute aber sind die Paläste geschlossen*, schreibt er in der Vorrede zur *Braut von Messina*; Politik findet im 18. Jahrhundert als arkane in Kabinetten statt. Goethe war *Geheimer* Rat und Staatsminister.

Unser Schul-Goethe

Die Schule, ums geistige Wohl ihrer Klientel (früher) besorgt, hat auf diesen so verachtenswerten Goethe reagiert. Der schönste Beleg für ihre Antwort ist eine Ausgabe des idyllischen

Epos *Hermann und Dorothea*. Meine Mutter schenkte mir ein Exemplar; es war ihre Schulausgabe, sie hatte in den zwanziger Jahren das Epos im homerischen Stil in der Volksschule gelesen. Das gab es da noch, der schwierige Hexameter für alle, nicht nur für jene, die das Glück oder Unglück hatten, ein humanistisches Gymnasium besuchen zu dürfen oder müssen. Die Ausgabe war im katholischen Verlag Schöningh in Paderborn erschienen; der Bischof oder Erzbischof gar wird Korrektur gelesen haben. Denn, ob man es glaubt oder nicht, ein Vers fehlt. Hermann, der im Wortgebrauch des 18. Jahrhunderts etwas blöde ist, d.h. scheu und schüchtern, wird von seiner Mutter zur Heirat gedrängt. Sie redet ihm zu:

Sohn, mehr [nämlich als ich und der Vater] wünschst du [selbst] nicht, die Braut in die Kammer zu führen, [also: wir Eltern wünschen genau so stark wie du eine Heirat] Daß die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde, [...] Wir haben dir immer Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen. Bei Goethe aber steht: Sohn, mehr wünschst du nicht, die Braut in die Kammer zu führen, Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens, Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde, Als der Vater es wünscht und die Mutter.

Also rauszensiert hat man den Satz: *Daß dir die Nacht werde zur schönen Hälfte des Lebens*. Rausradiert hat man also das Vergnügen, die Arbeit ist stehengeblieben. Freilich war eine solche Bearbeitung keine Erfindung des deutschen Verlags; schon immer gab es in Frankreich für den Gebrauch des Thronfolgers hergestellte Ausgaben der antiken Klassiker. Sie waren klinisch rein ad usum delphini, zum Gebrauch des Dauphins bearbeitet.

Arbeit am Text und an der wirklichen Wahrheit

Goethe trifft in Sesenheim bei Straßburg Friederike Brion; nach einem empfindsamen Sommer verläßt er die Geliebte, bei der er die üblichen Erwartungen geweckt hatte, und dichtet:

*Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit naßem Blick;*

Schamlos, wo er doch weiß, dass er das Mädchen verlassen hat. Eine langdauernde

Bindungsangst oder –scheu, psychologisch schwer erklärbar, verhindert eine feste Beziehung. Das poetische Gewissen quält ihn; er arbeitet an der Wahrheit und an sich und ändert in der späteren zweiten Fassung ins Richtigere hinein:

*Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!*

Auch in *Dichtung und Wahrheit*, seinen Memoiren, sieht er später klar: *hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet [...]. Ich fühlte nun erst den Verlust den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen [...].*

Was Goethe seinen guten Deutschen zumutet

Blicken wir zum Beleg auf den *Clavigo*, ein frühes Stück, das er in wenigen Tagen aufgrund einer Wette unterschreibt. Sehen wir uns die Fabel an: Der Held Clavigo verläßt und verrät seine Braut Marie gleich zwei Mal. Sein Freund Carlos – ist es sein Freund? – hatte ihm klargemacht, dass er mit Marie, die an dem Verrat seelisch und somatisch zerbricht, Schwierigkeiten in seiner Karriere haben wird. Das aber geht nicht. Denn, das weiß Clavigo ganz genau: *Mein Ziel ist der Hof*. Marie stirbt theaterwirksam an Liebeskummer, ihr Bruder, aus Paris herangeeilt, ersticht noch theaterwirksamer den treulosen Verräter. So beichtet Goethe vor sich und dem poetischen Tribunal sein Verhalten gegenüber der elsässischen Geliebten. Das Stück ist die poetische Hinrichtung eines Machos, Clavigo stirbt stellvertretend für Goethe. Wir haben so eine autobiographische Lektüre, die in der Wissenschaft nicht viel gilt, realisiert. Goethes Dichtung ist das, was er selbst *Bruchstück einer großen Konfession* nannte.

Zugleich ist eine zweite mögliche Lektüre angerissen: aus der gendersensiblen Perspektive wird das Stück zu einer Explikation des Verhältnisses der Geschlechter zueinander. Es zeigt, wie Mann mit Frau umgeht; aber das ist noch nicht alles:

Goethe – mit dem poetischen Riecher für die subtilen Wahr- und Unwahrheiten dieser Welt – bemerkt, wie die Menschen so mit- eher gegeneinander sich verhalten. Sehen wir uns die Fabel ein zweites Mal an. Der Held Clavigo, – selbst in Madrid ein *forastero*, ein Fremder, stammt er doch von den Kanaren – verlässt und verrät seine Braut Marie, eine Französin, gleich zwei Mal. Sein Freund Carlos – ist es sein Freund? – hatte ihm klargemacht, dass er mit Marie – mit einer Ausländerin, einer *extranjera* – Schwierigkeiten in seiner Karriere haben wird; das Mädchen zerbricht an dem Verrat seelisch und somatisch.

Er hat im *Clavigo* das Verhalten gegenüber Fremden und Ausländern – am Beispiel des spanischen Madrid, aber Madrid ist überall – für den Aufmerkenden notiert. Das ist im Stück nicht zentral, weil es für Goethe – im Hegelschen Wortgebrauch – beiher spielend war. Für uns, unter anderen geschichtlichen Bedingungen stehend – die Zeiten haben sich geändert – wird es in anderer Beleuchtung zu einem wichtigen Moment.

Ich will an einem weiteren Beispiel zeigen, was man erwarten darf, wenn man genauer zusieht, was Goethe seinen guten Deutschen quasi klammheimlich zumutet: In dem schon genannten Epos *Hermann und Dorothea* findet eine Misshelirat statt (wie fast immer bei Goethe). Der gutsituierte Bürgersohn Hermann heiratet:

- eine Seelen-Witwe, sie trägt zwei Ringe. Ihr Verlobter ging aus Revolutionsbegeisterung nach Paris und kam dort um. Zwar wird mehrfach ihre Eigenschaft als *herrliche, treffliche Jungfrau* betont; seelisch aber ist sie gebunden, belastet – ihr schwebt das Bild des Bräutigams vor der Seele (ein Arkanmotiv Goethes, das in den *Wahlverwandschaften* wiederkehrt):

Denkend schaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf, und sah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
War' ihm unmöglich gewesen; *ihr Auge blickte nicht Liebe,*
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.

Der gutsituierte Bürgersohn Hermann heiratet:

- eine Besitzlose, Flüchtende,
- eine Asylsuchende.

Goethe, man darf solche Zumutungen von ihm ab und an erwarten, hat das in seine dem Homer nachempfundene Idylle gepackt, wo alles Heldische, das dieser Gattung zugehört, ins schlicht Alltägliche gewandelt ist, und er hat es seinen Landsleuten nicht als normal, vielmehr als das Ideal untergeschoben. Sie haben es nicht gemerkt.

Der humoristische Goethe

Auch den gibt es; er ist verschüttet.

Annonce
Ein Hündchen wird gesucht,
Das weder murr't noch beißt,
Zerbrochne Gläser frißt
Und Diamanten ...

Minne und Minister.

Vom Aufsteiger zum Aussteiger: das erste Weimarer Jahrzehnt 1775–1786

Von seinen Werken das größte aber ist sein Leben.

Fr. Gundolf

Die ersten zehn Weimarer Jahre bringen die Lösung aus dem bürgerlich bornierten Frankfurt und etablieren den Dichter an einem feudalen Hof, somit in einem, wenn auch kleinen, Zentrum politischer Macht. Die Spannung zwischen künstlerisch-poetischer Berufung und administrierendem Beruf bestimmt auf weiten Strecken die Wirklichkeit: auch so, dass Goethe aus dem quälenden Alltag in die Unbelangbarkeit eines Abenteuer-Urlaubs flüchten muss. Seine Brockenbesteigung im Winter gehört hierher. Die höchste Erhebung des Harzes galt bei Schnee damals als unbesteigbar; Goethe gelingt es, einen Förster als Begleiter zu gewinnen. Er wagt diese Tour, die heute nur noch mit Extremsportleistungen zu vergleichen ist. Ob man es hören will oder nicht, glaubt oder nicht: Goethe ist unser erster Extremsportler. Reinhold Messner, der seinen Goethe ganz gut kennt, behauptet sogar, nicht viel habe gefehlt und Goethe hätte als erster den Mont Blanc bestiegen.

Die Expedition in den Harz war eine Flucht, auch vor den Pflichten seines Berufes. Man denke sich den pazifistischen Dichter z. B. mit

der Aushebung junger Rekruten beschäftigt, um den Leidensdruck zu ermessen, unter dem er stand. Zugleich aber – und hier ist ein Beleg für die Koexistenz der Extreme – war es eine Dienstreise. Goethe studiert den Harzer Bergbau quasi als erster Industriespion. Er will im Thüringer Wald bei Ilmenau den alten Bergbau wiederbeleben. Hier wird er zu unserem ersten Aktiengesellschaftsgründer.³

Unauflösbar geheimnisvoll bleibt Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein; fast täglich schickt er ihr Briefe und *Zettelgen*, am Anfang auch noch um sinnliche Erfüllung bittend, bald aber ganz ins Seelische resigniert. Er kann die hohe Herrin nicht überzeugen.

Die Mutter von sieben Kindern, von denen drei überlebten, war selbst in einer Art von midlife crisis, als Goethe im November 1775 in Weimar eintraf; es war zwischen beiden wie bei einem Klipp-klapp-Verschluss. Liebe auf den ersten Blick – aber Frau von Stein als die sieben Jahre Ältere hatte es hinter sich. Es sollte eine seltsam platonisch aufgeheizte Beziehung werden. Neuere Publikationen, nach Sensationen haschend, die anderes unterstellen, liegen falsch. Goethe findet in der Hofdame eine Herzensfreundin, die ihm Beichtstuhl und Psychiater ersetzt. Sie wird zur Partnerin im Spiel des Lebens, das er für sich und die Nachwelt – unter Schmerzen – inszeniert. Trotzdem kann er ihr schreiben: *I am your lover for ever*. Friedrich Gundolf, der eigentlich Gundelfinger hieß, aber von seinem Meister Stefan George auf das edel klingende Gundolf umgetauft wurde, meint, unverbesserbar: *von seinen, Goethes Kunstwerken das größte aber ist sein Leben*.

Am Ende dieser Epoche steht die Lösung von Charlotte von Stein.

Nach zehn Jahren ist die Zeit reif: für eine Flucht in das so lange mit der Seele gesuchte Land der Kunst und sonnigen Natur, des heiteren mediterranen Lebens. Goethe hatte bemerkt, dass seine poetische Produktivität versiegt war – er musste aussteigen, auch von Charlotte von Stein sich lösen, in Rom zum ersten Mal in normale Beziehungen zu einer Frau treten. Die psychoanalytische Forschung hat diesen Aspekt grell ausgeleuchtet. Der Meister er-

scheint hier stark pathologisch, durch übermäßige Mutter- und Schwesterbindung deformiert.

Rom und Italien beenden diese zweite Phase des Wachsens und Entbehrens.

Das poetische Ergebnis des Weimarer Dressuraktes durch die Hofdame ist der *Torquato Tasso*, an dem Goethe zehn Jahre lang bosselt; er wird nicht fertig mit ihm, weil er den zentralen Satz nicht unterschreiben, nicht billigen will. Er lautet:

Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen [...].

Das will er nicht; Tasso-Goethe will, wie alle, in Saus und Braus leben. Als Motto möchte er in sein Wappen schreiben: *erlaubt ist, was gefällt*. Natürlich mir, Tasso-Goethe gefällt. Der Frankfurter denkt an ein freies, libertäres Verhalten; im Stück bräche es Standesschranken und im Leben die Ehe. Es ist zugleich ein ichtzentriertes Männerverhalten, denn gemeint ist, erlaubt sei, was mir und zwar mir als Mann gefällt.

Die hohe Frau, im Drama die Prinzessin Leonore von Este, im Leben Charlotte von Stein, zeigt ihm, wo's langgeht:

*Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Erlaubt ist, was sich ziemt.*

Das heute selten gewordene Verb *sich ziemen* kommt fast ein Dutzend Mal im *Torquato Tasso* vor. [So was zählt man heute mit der 10 000 DM teuren CD-ROM von Chadwick Healey]. Es bedeutet das, was uns angemessen ist, was unser Maß als Mensch ist (nicht was der Brauch vorschreibt, sondern was unser Gesetz ist). Und unser Gesetz ist, das wussten schon die Mittelalterleute, *diu măzi*, die aristotelische *mesotes*, das richtige Maß. Heinrich Heine hat immer wieder grämlich sich beschwerend gemeint, die Figuren der Goetheschen Dichtungen seien – wie ihr Schöpfer selbst – kalt wie Marmor; weißgott, er hat etwas gesehen, aber er hat es nicht verstanden. Kalt sind die Figuren des Frankfurters, so wie er selbst immer dann, wenn das Leben die heiße Hitze verweigert. Das verstehe, wer es kann. Aber wer die Heinesche Matrazengruft sich vorstellt, wird ahnen, dass dort das nicht stattfand, was das Volk so gern mit Paris verbindet.

Goethes Aufnahme unter seinen Landsleuten, Bemerkungen zur Wirkung. Die Inszenierung einer Zerstörung

*Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.*

Schiller über Wallenstein

Gedenktage sind ein ausreichender Anlass, dem Gegenstand des Erinnerns erneute Aufmerksamkeit zu widmen. Das ist bei Goethe in besonderem Maße angebracht; die These dieses Moduls ist: Um dem Meister nicht selbst in die Augen sehen zu müssen, haben seine guten Deutschen ihn deformiert und entstellt und ganz ungefährlich gemacht.

Goethe hat Apotheose und Opposition überlebt, er bleibt trotz aller rezeptionsgeschichtlicher Kritik der Nestor der deutschen Literatur. Die Frage: wozu Goethe heute? ist dabei das immerwährende Damokles-Schwert.

Goethe begann als Komet am Himmel der Literatur seiner Zeit. Mit seinem Erstlingsroman *von den Leiden des jungen Werthers*, diesem empfindsamen Stück Literatur, das seiner Zeit den Puls fühlte, katapultierte er sich an die Spitze der schriftstellernden Nation. Fortan sollte sein Name in der damaligen kulturellen Welt bekannt sein – selbst in Kuba. Mit der Dramatisierung der Lebensgeschichte des Ritters Götz von Berlichingen wird er – neudeutsch – zum Trendsetter; er löst die wilde Räuber- und Rittermode aus. Man wusste, dass er an einem *Faust* arbeite, der alles bislang Gehörte würde leis erscheinen lassen. Die frühe Wirkung machte ihn zur VIP, aber nicht zum gelesenen Autor; Goethe konnte in der Gunst des Publikums die Höhe nicht halten. Die *Wahlverwandtschaften* lagen noch in diesem Jahrhundert unverkauft bei ihrem Verleger, der *West-östliche Divan* blieb ungelesen, *Wilhelm Meisters Wanderjahre* galten als Zeichen eines gebrechlichen Alters. Alles Rosinen, die erst entdeckt werden mussten – und sei es durch einen Franzosen. Claude Chabrols geniale Verfilmung der *Wahlverwandtschaften* kann heute auch einem größeren Publikum das Werk des Meisters näherbringen. Goethe wurde seinen Zeitgenossen immer fremder; Vorwürfe wurden im Lager der Goethe-Gegner konstruiert:

Er sei nicht national. Hatte er doch als Verehrer des Korsen den Orden der Ehrenlegion stolz entgegengenommen und ihn auch bei unpassenden Gelegenheiten getragen. Als Sympathisant des Kaisers hatte er verhindert, dass sein Sohn August sich als Freiwilliger in den Befreiungskriegen engagierte. Man vermisste u.a. vaterländische Begeisterung; dabei ist er einer der ersten Kriegsdienstverweigerer. Es müsse auch jemand mit Vernunft übrigbleiben, meinte er. Goethe ist unser erster Europäer, dann aber, wie Schiller, den man im 19. Jahrhundert national beflaggte, ein Weltbürger, dessen Reich der Geist ist. Goethe hatte überhaupt etwas gegen *Deutsch-Narrheit, Frömmeley und Alterthümeley* (wie er die Mittelalter-Begeisterung der katholischen Romantiker nannte). Es ist bekannt, dass er dagegen z. B. sein Konzept der Weltliteratur stellte, das in einer Zeit, wo Globalität ein viel gebrauchtes Wort ist, neu erinnert werden darf.

Ein anderer Vorwurf: Er sei nicht sozial. Als Fürstenknecht glaubte man ihn bezeichnen zu müssen; seine Hochklassik sei – kalauerisch – eine Hofklassik. Eine genaue Lektüre der Goetheschen Texte zeigt, wie unangemessen diese Schmähe ist.

Das folgende Gedicht wurde 1773 veröffentlicht. Es zeigt, dass Goethe von Anfang an, sozial realistisch in die Welt blickte. Es ist überschrieben: *Katechisation*, und stellt ein Gespräch dar zwischen einem Lehrer und einem Schüler:

Lehrer.

Bedenk', o Kind! woher sind diese Gaben?

Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind.

Ei! alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Soziale Sensibilität

Auf einem Blatt überliefert, von Goethe nie veröffentlicht, ist der folgende kleine Dialog, teils in der Handschrift von Goethes Mutter, teils von Goethe selbst geschrieben: Magd Frau Bäurin

Frau Aya¹
*Herr Jes Maidel ihr laufft bey dem Wetter in blosen Füßen
 werd't ihr **nicht** kranck*
 Bäurin
*Ja meine andern sind zer [rissen] beym Schufflicker ich hab
 nur ein Paar*
 Dorthē
*Es ist kurios dass man sich die Füs aufgeht wenn man
 schuh anhat und **nit** wenn man barfüsig geht.*
 Frau A ihr nach auf die Füße sehend.
*Wenn ihr die zerreis't so lass ich euch ein Paar neue ma-
 chen*
 Baur
Vergel[ts Gott] das wird ihnen Gott vergelten.
 Dorthē
Und wenn mer barfüsig geht so geht mer sie nit auf.
 Bäurin
*Ihr laufft eure [Schuh]Solen ab, Wir laufen uns solen an [als
 Hornhaut an den Füßen]. – Ja so was hat eben unser Herr
 Gott für die armen Leut erfunden.*

Ein Textstück, das in hohem Maße spannend ist bis in die feine Ziselierung im Sprachgebrauch hinein: Frau Aya sagt *nicht*, Dorthē als einfache Magd *nit*. Registriert werden soziale Verhältnisse auch als sprachliche Differenzen. Armut bei den dienenden Schichten, Wohltätigkeit als Antwort der Reichen. Poetisch gesehen ist neben der nichtausgesprochenen Gesellschaftskritik die realistische Sicht in die Wirklichkeit bedeutend. Es wird nur registriert und mit dem alten Muster der Gottgewolltheit legitimiert. Freilich wird der heutige Leser einen ironischen Unterton in den letzten Satz der Bäurin hineinlesen. Sie selbst hat es so nicht verstanden. Goethe hat diesen Ansatz in dieser **naturalistischen** Art – ein Gespräch, das bei Georg Büchner stehen könnte – nicht weitergeführt.

Eine moderne hypertextstrukturierte Präsentation hätte eben das Wort *naturalistisch* unterlegt und mit einem link [Maustaste klicken] auf diese folgende Stelle verwiesen: Das Rad der Unterröcke Die rothen Strümpfe Wenn einem der Wind der schwingenden Unterröcke unter die Nase geht. Das mäulgen ziehen, rümpfen (?) Augen niederschlagen der Mägdlein die den Schwanz spüren. Hosenkноп. Auf Woll-sack reiten Stampfen dass die Dielen donnern klatschen im Tanz eigen toll reiner Tackt. Jucksen. Zwischen zwey Mi [seln?]⁵ Zwey Parthien.⁶ Das sind Notizen eines beobachtenden Schriftstellers, eigenhändig von Goethe mit Bleistift geschrieben, drastische Beobachtungen bei einem Bauerntanz. Sie stehen auf der Rücksei-

te eines Blattes, das ein Gedicht aus dem Jahr 1777 enthält; Goethe hat diese Ansätze, die weit über das damals gesellschaftlich tolerierte Maß hinausgingen, indem sie Tabugrenzen brechen, nicht weitergeführt.

Schon zu seinen Lebzeiten gab es weithin unqualifizierte Kritik, die ihn doch immer sehr kränkte. Das begann mit einem Anti-Werther, der gegen den Gefühlsüberschwang des Goetheschen Erstlingsromans die rationale Kühle der Aufklärung setzte. Statt aus Liebeskummer Selbstmord zu begehen, möge der Held heiraten und Kinder zeugen. Man kann die Reihe negativer Urteile mit Schiller beginnen lassen. Der Marbacher hatte den Meister bald nach dessen Rückkunft aus dem Süden in Rudolstadt kurz getroffen und seinem Freund Körner mitgeteilt: *Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen [...] Er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade [...] Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben [...]. 2. febr. 1789* Freilich bedarf diese Formulierung vielfacher Erläuterung; wie übrigens all die negativen Äußerungen der Zeitgenossen, etwa die des Gothaer Astronomen von Zach, der schrieb: *Ich kenne Goethe sehr genau und intim, von ganzer Seele verachte ich diesen schlechten Kerl.*

Das ging bis zu dem Deutschnationalen Wolfgang Menzel, dem solch göttliche Sätze gelangen: *Wenn Faust dafür, dass er Gretchen verführte und verlieb, den Himmel verdient, so verdient jedes Schwein, das sich in einem Blumenbeet wälzt, der Gärtner zu seyn.*

Das Zitat zeigt auch das Niveau, auf dem da gegen Goethe geschrieben wurde. Das ging bis zu persönlichen Beleidigungen, mit denen nicht gespart wird; wobei die standardisierte Behauptung seiner Steifheit und Unhöflichkeit, aristokratischen Verschlossenheit noch die geringste war. Aufgeregte, missgünstige Zeitgenossen setzen Friedrich Schlegel an die Spitze der Nationalautoren und Goethe auf die Reservbank.

Ich werfe nur einen Blick auf die Rezeption zur Kaiserzeit; die preußische Auffassung, die den *Faust* zum Menschheitsdrama stilisiert, hat Carl

Zuckmayer im *Hauptmann von Köpenick* unverbesserbar angedeutet: *Der alte Fritz, der kategorische Imperativ, und unser Exerzierreglement, das macht uns keiner nach! Das und die Klassiker, damit hammer's geschafft in der Welt!* In der verschleifenden Zusammenziehung – aus haben wir es wird zack-zack-preußisch hammers – vollzieht die Sprache gestisch jene Verstümmelung, die dem Hammer symbolisch entspricht.

Der vorwitzige Brecht hatte schon mit Blick auf den Ersten Weltkrieg verkündet, die Klassiker hätten versagt (statt an die zu denken, die sie hätten lesen müssen). Er greift damit auf, was der Jungdeutsche Börne genörgelt hatte und Heinrich Mann nachsprach: Goethe habe in Deutschland nichts verändert, keine Unmenschlichkeit ausgemerzt. Eine seltsame Vermischung von Zuständigkeiten.

Max Kommerell hatte 1931 besorgt von einer *Jugend ohne Gott* gesprochen; er bemerkte, dass der Frankfurter *in den Seelen der geistig wachen Jugend eine lebendige Macht zu sein aufgehört hatte*. Hans Carossa notierte 1938 in einer Rede die Goethe-Ferne und Goethe-Entfremdung seiner Zeit; ihm scheint es, als wäre *Goethes Gestirn für breite Schichten unseres Volkes versunken*. Es ist nicht die Kenntnis von Goethes Schriften, welche die Barbarei befördert, sondern genau deren Unkenntnis.

Der spanische Philosoph Ortega y Gasset hatte 1932 einen *Goethe für Ertrinkende* gefordert. Also einen Goethe als Nothelfer, nicht einen Goldschnittgoethe auf dem Bücherregal. Und Karl Jaspers lehnte bei der Verleihung des Goethepreises 1947 in Frankfurt in seiner Rede *Unsere Zukunft und Goethe* alle heroisierende Verehrung ab und wollte den *Blick in den brüchigen Grund allen Menschseins* nicht verlieren.

Die Goethe-Rezeption nach 1945 hat den Frankfurter in ein ästhetisches Pantheon gestellt, das weit ab aller Probleme des Tages war. Diese Entpolitisierung war die Reaktion auf das unsägliche politische Engagement der Literaturwissenschaftler und (Deutsch-)Lehrer im Nationalsozialismus. Emil Staigers dreibändige Darstellung aus der Mitte der fünfziger Jahre hatte die werkimmanent-geistesgeschichtliche Enthistorisierung des Klassikers kanonisiert. Goethe konnte

so als Garant eines humanistischen Erbes erscheinen, das Basis einer nationalen Identität im Wahren, Guten und Schönen werden sollte.

Die Antwort auf diese (falsche) Entaktualisierung war eine heftige. Das ging – vielleicht notwendigerweise – nicht ohne Ungerechtigkeiten: Die Zurückweisung der Klassiker begann mit Martin Walsers Rede über Imitation (nämlich der Klassik) und Realismus auf dem Germanistentag 1964. Er lernte bei Brecht und übernahm dessen Konzept vom Gebrauchswert der Literatur, letztlich auch im Klassenkampf. Kunst war somit ein Dokument für historische Prozesse (in bestimmter perspektivischer Beleuchtung). Walser läutete eine Anti-Klassik-Kampagne ein, die etwa in Grimm/Hermands *Klassik-Legende* von 1971 publikumswirksam wurde, d.h. auch im pädagogisch- didaktischen Bereich wirkte. Im Umfeld des damaligen sog. Bremer Kollektivs gehörte es zum guten Ton, die Klassiker mit ihrem Flaggschiff Goethe für antiquiert zu halten. Die jungdeutsche Verurteilung als Fürstene knecht wurde ohne neue Prüfung ihrer Berechtigung übernommen, Goethe als Schutzpatron von Herrschaft, Unterdrückung, repressiver Gewalt erkannt. Selbst angesehene Alt-Ordinarien, deren Blick vom Nebel des Talarenmuffs getrübt sein sollte, fanden klare, dem 68er Zeitgeist adäquate Worte: Karl Otto Conrady meinte, solange *Unterdrückung, Unrecht und Not Empörung und eingreifende Tätigkeit fordern, kann der Mensch nicht ruhig sein und sich auch nicht dem Glück der Ruhe über allen Gipfeln überlassen*. Als Interpretation von Goethes Gedicht *Über allen Gipfeln ist Ruh* eine gewagte Leistung; eher möchte man heute sagen, dass auch der Klassenkämpfer eine Pause braucht. Man darf diese Phase erst einmal ruhig vergessen; auch die Anstrengungen der DDR-Riegen, den Weimarer für den Sozialismus zu gewinnen. Die Frage ist für uns, ob wir heute einen spannenden Zugang zu Goethe finden können. Man darf vermuten, dass es mehrere Routen gibt.

Nach Rom

Nach der Rückkehr, Frankfurt lässt er links liegen (er reist über München-Hof nach Weimar), holt er zuerst Christiane Vulpius zu sich in Bett

und Haus; das Verhältnis zu Frau von Stein kühlt immerhin nicht so aus, als dass er nicht bald seinen unehelichen Sohn August öfter zu ihr schickte, damit er dort das fände: höfischen Umgang, was ihm seine einfache thüringische Mutter nicht geben konnte. Und, Goethe ist ein Meister der Seele, der weiblichen auch; in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* lässt er Madame Melina sagen: *diese Eigenheit haben wir Weiber, dass wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen, oder sie von Herzen hassen*. Beiher: Sie werden ahnen, was der Frankfurter Schwager Schlosser meinte, wenn er sagte, der *Wilhelm Meister* spiele in einem Bordell.

In dieser Phase trifft man die verteufelt humane Iphigenie, die keinesfalls lügt, selbst wenn sie dadurch ihr Leben gefährdet.

Die Französische Revolution, den deutschen Intellektuellen ein Sonnenaufgang, der bald ein Untergang wird, verarbeitet Goethe poetisch und distanziert. Auch mit der *Farbenlehre*, die ihm zusehends wichtiger wird, antwortet er auf dieses Weltereignis.

Goethe kommt zunächst nicht zur Ruhe; er holt die Herzoginmutter 1790 in Venedig ab, er ist 1792 bei der Campagne in Frankreich dabei, bei der Belagerung von Mainz 1793.

Das Zentrum dieser Phase ist die Freundschaft mit Schiller, für die nur gerade zehn Jahre bleiben (1794-1805). Es ist die Zeit unserer klassischen deutschen Nationalliteratur, *Hermann und Dorothea*, die Synthese des antiken Epos und der modernen Idylle, gehört hierher. *Wilhelm Meisters Lehrjahre* – schon vor Italien als *Wilhelms Theatralische Sendung* begonnen – werden klassisch beendet. Sie enthalten das Programm einer aufgeklärten, allseitigen Bildung der Person.

Diese Phase endet mit Schillers Tod 1805 und der Heirat 1806.

Übrigens: Textbewegungen, ein Blick in die poetische Werkstatt

In den *Horen* (einer Zeitschrift, die Schiller herausgab) arbeitet Goethe seinen römischen Aufenthalt im Sinne der These von der Dichtung als Bruchstück einer großen Konfession auf:

*O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich
senkte [...]*

Die ursprüngliche Fassung, in der Handschrift überliefert, lautet:

Oh wie machst du mich Römerin glücklich [usw.]

Schiller meint deshalb zu den *Erotica Romana*: *sie sind schlüpfrig und nicht sehr dezent*. Herder ist empört über die *bordellmäßige Nacktheit (und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib; oft hab, ich ihr leise mit fingernder Hand des Hexameters Maß auf den Rücken gezählt)*. Goethe hat auf diese Reaktion mit Selbstzensur reagiert; er merkte, dass seinen guten Deutschen eine mediterran-heitere Lebenseinstellung nicht abzugewinnen war. Sie ging in einer protestantischen Prüderie unter.

Der naturerforschende Goethe

Das os intermaxillare

Goethe hat seinen Beitrag zur Anatomie geliefert, indem er den Schnauzenknochen – das os intermaxillare – suchte und beim Menschen fand. Dieser Knochen, der die oberen Schneidezähne hält, ist beim erwachsenen Menschen nicht mehr sichtbar, weil er wie die Fontanelle auf dem Kopf ganz mit seiner Umgebung im Oberkiefer verwächst; bei allen Tieren aber ist er gut zu sehen; er sollte den Menschen vom Affen trennen, er galt als Zeichen für die Differenz. Er sollte nach dem Willen der zeitgenössischen, noch theologiebestimmten Medizin das anatomische Merkmal sein, das den Menschen in seiner besonderen Stellung auszeichnet. Goethe rückt den Menschen aber somatisch ganz nah, quasi vordarwinistisch, an das Tierreich heran.

Die Farbenlehre als Politologie und Anthropologie

In der Farbenlehre hat er sich zu weit aus dem Fenster gelehnt und sich auf eine Kontroverse mit Newton eingelassen, wo er als Metaphysiker, als Poet den kürzeren ziehen musste. Ihm wollte als altem Frankfurter nicht in de Kopp enoi, wie aus der Mischung aller Farben weiß

entstehen könne – für ihn gab das bestenfalls ein schmutziges Grau. Und er hatte ja, betrachtet man Stoff-Farben (und nicht Lichtstrahlen), so sehr recht – wie jedes Kindergartenkind weiß, das nach Deckweiß fragt. Die quantifizierende, mathematisierende Betrachtung war nicht seine Stärke. Er hat es mit anderem, der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farben etwa, dass rot nicht nur den Stier erregt. Noch heute halten sich Innenraumgestalter an Goethes Erkenntnisse über die psychische Wirkung von Farben. So forscht er auch weniger über Physikalisches denn über Physiologisches; seine Objekte sind z. B. farbige Schatten und nichtfotografierbare Farben. Schaut man eine farbintensive, sagen wir grüne Fläche etwa zwanzig Sekunden an und blickt dann auf eine weiße: dann sieht man rot. Goethe hatte das beim Spaziergehen in seinem Garten bemerkt, wo er rote Blüten fixierte und dann den Blick auf den mit weißen Saale-Kieselsteinen ausgelegten Gartenweg lenkte. Die Form der gesehenen Blüten bildete sich in der Komplementärfarbe ab. Daraus hat er eine für ihn ganz wichtige Folgerung abgeleitet. *Das Auge eines Wachenden*, so schreibt er im § 33 seiner Farbenlehre, *äußert seine Lebendigkeit besonders darin, dass es durchaus in seinen Zuständen abzuwechseln verlangt, [...] Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem besonderen, in einem durch das Objekt spezifizierten Zustande identisch zu verharren. Es ist vielmehr zu einer Art von Opposition genötigt [...].* Das sagt der so sehr als konservativ verschrieene Geheimbude Rat. Die Farbenlehre von 1810 – übrigens Goethes umfangreichstes Werk – ist keine Theologie, wie eine neuere Position überspitzend meint; es ist die Antwort des Frankfurters auf die Französische Revolution und seine Politologie. Im Gespräch mit Riemer hat er dann am 26. Nov. 1806 noch einmal das Wesentliche genannt: *Daß der Mensch, zu Behauptung seiner Freiheit, den Gegensatz des Gegebenen selbst hervorruft, diese Erscheinung zeigt sich auch im Physischen, wo das Auge den Gegensatz einer gegebenen Farbe selbst hervorbringt [...].* Ein Satz, über den man lange reden kann.

Staatsminister

*Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehen.*

Schiller, Voltaires Pucelle

Es ist üblich geworden, selbst von höchster Stelle aus, das Denkmal zu beschmutzen; Roman Herzog hat 1999 in Frankfurt eine Rede gehalten, die von einem launischen Mephisto diktiert wurde (dem, der den anfangenden Studenten im *Faust* an der Nase herum vorführt)⁷. Der Bundespräsident wäre in diesem Fall besser wie der Schuster bei seinem juristischen Leisten geblieben, als einseitig eine abwegige Minderheitenmeinung zu favorisieren. Goethe habe *Studenten und Professoren der Universität Jena bespitzeln* lassen, *durch negative Urteile trug er mit dazu bei* – zum Glück ist er nur *mitschuldig* –, *Schriftstellerkollegen in Verzweiflung und Untergang zu treiben* [Herder, Klingler, Lenz, Kleist, Hölderlin]. Ein komisch-pathetisches Goethebild bei der höchsten Staatsinstanz.

Hier macht der Ton die Musik; die Vorwürfe sind in diesem Format unhaltbar. Goethe wäre unverzeihlicher Dummheit zu bezichtigen, hätte er das nicht gemacht, was die wissenschaftlich-philologischen McCarthys und Kenneth Starrs ihm vorwerfen. Nämlich: mehr oder weniger verdeckt, konspirativ, Erkenntnisse zu sammeln, zu sichten, um administrativ maximierte Entscheidungen treffen zu können. Empörend unerträglich ist die Vorführgeste: auf Goethe, der an der Nasenringleine geführt wird – ein ertappter Sünder – wird entrüstet gezeigt: schaut her, so wahr er wirklich, ein Schuft, ein Ekel, sein Faust gar ein Schwein. Goethe wird an den Pranger gestellt, verurteilt anachronistisch als IM der Stasi.

Man darf einmal ruhig einige biographische Seiten des Meisters aufschlagen:

- auf seiner Italienreise wird er in Malcesine am Gardasee (fast) als Spion verhaftet; die Venezianer meinen, weil er Befestigungsanlagen zeichnete, er spioniere für die Österreicher;
- in Rom wird er geheimdienstlich beobachtet; ein Brief seiner Mutter an ihn befindet sich heute im Wiener Staatsarchiv. Man glaubt, das nur so erklären zu können, dass der Brief ihm von einem Agenten gestohlen wurde;

- mit dem *Werther*; mit der *Stella* ist er selbst Opfer staatlicher Eingriffe.

Die andere Seite:

- ein Professor ist zu berufen; Goethe als Verantwortlicher holt Auskünfte ein;
- die Stimmung unter den Bergarbeitern in Ilmenau interessiert ihn; er lässt sich berichten;
- die Studenten in Jena sind immer wieder unruhig; er lässt sich berichten.

Es wird so getan, als könne man einen lupenreinen Menschen verlangen, einen Engel, der den menschlichen Bedingungen nicht unterliegt. Natürlich war Goethes Verhalten gegenüber Brillenträgern unfein, natürlich hat er zu viel gegessen und noch mehr getrunken, natürlich ist er (mit Schiller) in den *Xenien* als Falke über die Zeitgenossen hergefallen und hat ihnen die Leiven gelesen. Sollte er Kleist, Hölderlin, die eine andere Ästhetik als er vertraten, loben? Hat er nicht das Recht auf eine eigene Auffassung von Poesie? Hier wird ein Eintopf aus unterschiedlichen Teilen angerührt, dem missliebige, übelwollende Kritik Geschmack verleihen soll.

Der böse Goethe

Zählen wir einmal ganz ruhig, aber unsortiert, auf, verlängern wir die Anklagepunkte.

- Er heiratet seine Freundin erst nach 18 langen Jahren, in denen sie in Ungewissheit lebt, was ihre Sicherheit anging. Christiane muss viel erdulden; die Weimarer lassen sie spüren, dass sie für sie ein Flittchen ist.
- Er übersieht, dass sein unehelicher Sohn, der unter dieser Situation auch leidet, alkoholabhängig ist,
- Seine Romane sind unsittlich, sie spielen in einem Bordell-Milieu.
- Lässt seine Frau/Freundin bis zu drei Monate allein und treibt sich angeblich zur Kur in Bädern herum.
- Besucht seine alte Mutter lange lange Jahre nicht.
- Punktet laufend altgriechisch tragisch hamartia (Schuld, Sünde). Er weiß das auch selbst.
- Er verlässt seine Verlobte Lili.
- Er stört intakte Beziehungen in eindeutig zweideutiger Absicht (Lotte Buff/Kestner;

Maximiliane von Laroche/Brentano; Marianne Jung/Willemer)

- Weckt in Eckermann eine Verehrung, die diesen Tagelöhnersohn quasi erotisch an ihn bindet, so dass der selbstvergessen und treudoof zu seinem Diener wird.
- Begehrt mit 74 Jahren eine 19jährige für sich ins Bett. Wie hatte er doch als junger Spund aus Leipzig geschrieben, als der alte Gottsched noch mal heiratete: *Er hat wieder geheurathet, der alte Bock! Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um.*
- Er nutzt sein dämonisches Charisma, um Menschen an sich zu binden.
- Er veröffentlicht fremde Texte (von Marianne von Willemer) unter seinem eigenen Namen. Heute ein strafrechtlicher Tatbestand.

Wann endlich – ruft der Setzer hier aus, – endet diese Liste? Pfui denkt da doch ein jeder, garst'ger Menschentreter! Und dabei geht die Liste wirklich noch weiter.

Wir aber gestehen offen: wir fühlen uns durch all dies nur angemacht und in unserer Verehrung für den Frankfurter nur bestätigt. Hier ist er Mensch, hier, in unserer Erinnerung, kann er's sein. Mit verständnisloser Verachtung betrachten wir jene nestbevuiler [holländisch für Nestbeschmutzer] und jene Attacken von Heckenschützen, die den Meister gequält anklagen. Der Ton macht die Musik; niemand wendet sich gegen die Nennung von Fakten, aber diese kleinbürgerliche Richterei und selbstherrliche Verurteilung ist abstoßend unerträglich.

Der späte, alternde Goethe. Das lebende Denkmal. Die unmöglichen Synthesen. Westöstlicher Divan 1815 – Marienbader Elegie 1823

Bei Goethe war die Liebe immer früher als die Geliebte.

Fr. Gundolf

Das fünfundzwanzigjährige Alter beginnt, dreimal unterbrochen durch Vulkanausbrüche: 1809 die Liebelei mit Sylvie von Ziegesar und Minchen Herzlieb, 1814/1815 die Divan-Affäre um Marianne von Willemer, 1822/1823 die Marienbader Liebe zu Ulrike von Levetzow.

Diese Jahre werden in der ersten Hälfte durch die politischen Wirren der napoleonischen Kriege bestimmt. Weimar wird geplündert, Goethe verschont; er heiratet 1806, nach nunmehr 18jähriger wilder Ehe. Die *Wahlverwandtschaften* entstehen – sie sind auch ein Ergebnis seiner neuen Rolle als Ehemann. Denn kaum war er mit der bisherigen Freundin offiziell verbunden, verliebt er sich und begeht mental Ehebruch. In den *Sonetten* dichtet er an Minchen gerichtet: *Mein einzig Glück auf Erden ist dein Wille*.

In der Mitte dieser Phase entsteht der *West-östliche Divan*, beschleunigt durch eine neue Liebe zur österreichischen Gattin des Frankfurter Bankiers Willemer. Goethe verlebt 1814 – 1815 zwei Sommer an Rhein und Neckar, seelisch verjüngt und kreativ.

Gut sieben Jahre später erwacht der Genius wieder; nach und trotz einer schweren Erkrankung im Frühjahr fährt Goethe im Sommer nach Böhmen und ganz auf Ulrike ab. Die Marienbader Affäre 1823 – die Liebe zu Ulrike von Levetzow – bringt dem alten Dichter einestails *eine erneute Pubertät*, zugleich aber auch eine schwere seelische Krise. Er versucht *eine unmögliche Synthese*, indem er als sehr Alter eine sehr Junge für sich gewinnen will. Er findet bei ihr nur Freundschaft und Verehrung, was sein Selbstbewusstsein nicht stärkt. Er wollte Liebe.

Der alte Goethe

Die Marienbader Ereignisse wirken als Schock, der Goethe in die Phase des Greisenalters zwingt. Lange lebt er eingezogen am Frauenplan, ohne Weimar zu verlassen. Briefe und Besucher verbinden ihn mit der Außenwelt. Er wusste von Anfang an, aus der Bibel, dass die allgemeine menschliche Gebrechlichkeit sein Schicksal ist. So fügt er sich widerwillig in sein Altern.

An großen Werken entstehen *Wilhelm Meisters Wanderjahre* und *Faust, der Tragödie 2. Teil*, aber auch Kleinode wie die *Novelle* oder die *Dornburger Gedichte*. Der *Faust*, von der Forschung schon lange als das Menschheitsdrama – teatro del mundo – angesprochen, H. Heine spricht von der Bibel der Deutschen,

wird zu seinem Vermächtnis, in das er die Summe seines Lebens packt. Aber auch die *Wanderjahre* können als Sammelbecken der Goetheschen Altersweisheit gelesen werden.

Vor ihm sterben die Begleiter seines langen Lebens: Charlotte von Stein 1827, Carl August 1828, die Großherzogin Luise 1830, auch sein Sohn August; noch im Jahr seines Todes der Berliner Freund Zelter.

Goethes allseitige Tätigkeit und Bildung

Was beim Blick auf den ganzen Goethe auffällt, ist seine Vielseitigkeit. Allseitigkeit geht nicht; von Vielem verstand er nichts, von Mathematik, von Philosophie – ja von Philosophie auch. Er schreibt an den ersten Denker der Nation, an Hegel, 1827 nach Berlin:

Erfreuen Sie mich bald mit eigner Arbeit, ich halte meinen Sinn möglichst offen für die Gaben des Philosophen und freue mich jedesmal, wenn ich mir zueignen kann, was auf eine Weise erforscht wird, welche die Natur mir nicht hat zugestehen wollen.

An dem, was er nicht versteht, wo er nicht selbst aktiv mitarbeiten kann, wie etwa an der Musik, ist er doch in hohem Maße interessiert. Der junge Felix Mendelssohn besucht ihn; er lässt sich von ihm in Privatstunden eine Einführung in die Musikgeschichte und -theorie geben. Einen Flügel hat er deshalb extra angeschafft. Er ist Dichter, Naturforscher, Beamter. Ohne weiteres wäre er für viele wissenschaftliche Universitätsdisziplinen seiner Zeit als Professor berufbar gewesen, für Anatomie, für Biologie; er hält sich in Chemie auf dem laufenden. Der Jenaer Professor Döbereiner, damals eine Kapazität in diesem Fach, ist sein ständiger Brief- und Gesprächspartner. Es geht um Gasbeleuchtung, darum, warum man Frühstückseier nicht mit silbernen Löffeln essen kann, wenn man verhindern will, dass sie goldig anlaufen usw. Goethe hält an einem Ideal fest, das wir heute noch nicht einmal mehr in Sonntagsreden formulieren wollen: der allseitigen Ausbildung seiner Person. Dies Ziel ist ihm wert genug, in der Geschichte der Aussteiger an prominenter Stelle zu stehen. Ohne Urlaub zu nehmen, macht er sich nach Rom auf, für fast zwei Jahre. Er studiert dort

die antike Kunst. Wer will sich das heute noch leisten. Das ist auch in seiner privilegierten Position als Patriziersohn und Favorit eines Fürsten unerhört.

Für Goethe gilt, was Carl August, der Weimarer Herzog, formulierte, er liefere weiterhin den *Begriff von einer problematischen Individualität ab, die uns weder Geschichte noch Poesie völlig enträthseln kann.*

Wie gar nicht anders möglich und zu erwarten, tanzt das Verhältnis zu Goethe zwischen Nähe und Ferne, zwischen Verehrung und Verachtung, Kenntnis und Unkenntnis. Wir denken positiv und halten es mit Ricarda Huch, die 1931 bei der Verleihung des Goethepreises versicherte: *Können die Deutschen sich zeitweise von Goethe entfernen, ein Teil der Jugend ihm vielleicht gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen, so werden sie doch immer zu ihm zurückkehren.* Goethe bleibt als Marmorsteinbruch Lieferant von Material für mentales Training, seine Texte sind Turngeräte für Denkübungen, gerade auch dort, wo sie prekär bleiben.

Strukturen seiner Mentalität

Ich will einen Blick werfen auf zentrale, tragende Strukturen seiner Weltanschauung – wie der Biebricher Wilhelm Dilthey gesagt hätte –, auf seine Mentalität, wie wir heute eher formulieren. Scherzhaft schreibt er einmal an seinen Sohn August (am 31. 3. 1818, Lesarten):

Das Absolute, die moralische Weltordnung, Systole und Diastole! es braucht nicht viel mehr sich zu verständigen. Das nächste mal daß wir zusammen kommen muß ich dir noch einen Begriff vom Dämonischen geben, dann bedarf es nichts weiter.

Auf dem Feld der Gedanken, der Ideen, der denkbestimmenden Strukturen des Klassikers ist auch vieles festgetreten, wohl sortiert nach dem frühen, mittleren und späten Goethe. Man trifft hier immer wieder Polarität und Steigerung, Vereinigung, Versöhnung der gesteigerten Extreme [blau und gelb, gesteigert durch rot, werden gemischt zu purpur], Entsagung, Streben und Entwicklung, allseitige Bildung und weiteres, was früher in den Abituraufsätzen stand.

Wenig in den Blick geriet das Wechselspiel von Inszenierung und Betroffenheit. Was das bedeutet, macht man sich am besten zunächst klar, indem man eine Funktion des Mondes erinnert: nicht zu denken ist an Ebbe und Flut, die er mitsteuert, an seine Telekommunikationssatellitenfunktion zwischen den Liebenden: zu denken ist hier an seine – wie immer das auch Physiker und Astronomen erklären – erdbahnstabilisierende Wirkung. Hätte die Erde den Mond nicht, so zappelte sie wie betrunken auf ihrer elliptischen Bahn. Der Mond ist der Stabilisator der Erdbahn. Wir können deshalb vom Erde-Mond-Modell sprechen; wollen aber zur Veranschaulichung noch ein anderes physisch-statisches Beispiel anführen. Das polynesisches Auslegerboot: man denkt, die Eingeborenen sind dumm, dass sie den Auslegerbalken mitschleppen. Sie wissen aber durch Erfahrung, dass er den Einbaum stabilisiert. Ein Lieblingswort des jungen Goethe für diese Struktur in der Welt ist *contreballance*.

Diese *contreballancierende* Struktur liegt vor, wenn Goethe als Spieler und Zuschauer zugleich agiert; er rutscht – die Liebe ist bei ihm immer früher da als die Geliebte – in eine seiner zahlreichen Affären (Gretchen, Kätchen, Riekchen, Lottchen, Minchen, Sylvie ...). Zugleich beobachtet er sich dabei und hebt sein Leid hoch in der Dichtung. Denn wenn der Mensch in seinem Schmerz verstummt, gab ihm ein Gott zu sagen, was und wie er duldet.

Der alteuropäische Gedanke der Vergänglichkeit

Wasserleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Palläste der Kayser, die Gräber der Großen – Mit diesen Bildern hab ich meinen Geist genährt und gestärkt. [...] und so steigt der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe, doch ists Anstrengung statt Genußes und Trauer statt Freude.

Wollte man Widersprüche bei Goethe suchen, hier hat man einen; *Anstrengung und Trauer*, während er sonst die römische Zeit öfter die schönste nennt. Es ist kein Widerspruch; es ist das Ganze des Lebens. Weiter an den Urfreund Knebel:

Gewiß man muß sich einen eignen Sinn machen Rom zu sehn, alles ist nur Trümmer, und doch, wer diese Trümmer nicht gesehn hat, kann sich von Größe keinen Begriff machen. So sind Musea und Gallerien auch nur Schädelstätten, Gebeinhäuser und Rumpfkammern, aber was für Schädel pp! [perge, perge = usw.] Alle Kirchen geben uns nur die Begriffe von Martern und Verstümmlung. Alle neue Palläste sind auch nur geraubte und geplünderte Theilgen der Welt. Ich mag meinen Worten keine weitere Ausdehnung geben! Genug man kann alles hier suchen nur keine Einheit keine Übereinstimmung.

In diesem Sinn hatte sich auch Wilhelm Tischbein über sein berühmt gewordenes Goethe-Portrait geäußert: er zeige Goethe *auf denen Ruinen sitzend und das Schicksaal [!] aller menschlichen Plane betrachtend*.

Angetippt ist hier ein großes Thema der Italienfahrt: Vergänglichkeit, das Tischbein-Bild hat sie zentriert. *Es ist eine Welt in Trümmern in allem Sinn, und wo man genießen möchte, findet man zu denken*. Vergänglichkeit ist ein Motiv in einem Syndrom, dazu gehört das Christentum mit seinem Mythos des Grauens; nicht nur Jesus wurde gemartert, die Märtyrer – und der Heiligenkult hebt sie in die Vorstellung – werden verstümmelt. Erfahren wird aber auch – gegen alle Kritik fehlsichtiger Kritiker – Geschichte als Raub und Plünderung. Man darf Goethe nicht für so dumm halten, wie ihm das seine jüngeren Landsleute, allen voran der Frankfurter Landsmann Ludwig Börne, unterstellen.

Ein Vermächtnis. Faust II. Vers 11 580

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehen,
Das Letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen,
Grün das Gefilde, fruchtbar, Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügel's Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht gewaltsam einzuschließen,
Gerneindrang eilt die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn. = Vers 11 580
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aonen untergehn. –
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Die Zeile 11 580 hat in der Endfassung die oben abgedruckte Form:

Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Eine erste Fassung lautete:

Auf eignem Grund und Boden stehn;

es ist unmittelbar deutlich, dass das nicht geht, dass hier viel zu sehr das eine Ich als Besitzer genannt wird. So versucht eine zweite Fassung Besserung:

Auf wahrhaft eignem Grund und Boden stehn.

Das ist, selbst wenn man den Satz lieb wendet, eine Verschlimmerung, er verstärkt das Besitzdenken. Wohin es geht, zeigt eine weitere Fassung:

Auf wahrhaft freyem Grund und Boden stehn.

Das poetische Subjekt, Goethe, muss von einer geheimen Kompetenz geleitet werden; er dichtet dann endlich:

Auf freyem Grund mit freyem Volke stehn.

Man muss diesen Vers lesen auf dem Hintergrund der Vorwürfe von Jungdeutschen, Goethe sei ein Fürstenknecht gewesen. Und man darf sich erinnern, dass auch Schillers Vermächtnis an die Deutschen in seinem letzten vollendeten Drama, dem *Wilhelm Tell*, damit endet, daß der Freiherr von Attinghausen ausruft: *Und frei erklär, ich alle meine Knechte*.

Freilich, Freiheit, das ist die Schlussvision Faustens, dieses europäischen Machomännchens ohne Rast und Ruh; für Goethe ist es ein Teil. Überstrahlt wird der Schlusstein Freiheit von Gnade und Liebe. *Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen* [alle Zuhörer fahren im Vortrag fort, weil sie die Stelle kennen: *begegnet ihm die fromme Schar mit freudigem Willkommen*]. Fausts Vermächtnis ist die Freiheit; das Vermächtnis Goethes ist die Liebe.

Buchenwald

Unser Weg nach Weimar führt über Buchenwald

R. Alewyn

Wann und wo immer über Goethe gesprochen wird, wird auch Weimar dabei sein. Und mit Weimar, so weh das tut, Buchenwald.

Es ist der makabre Beleg für die esoterische Grundthese Goethes: dass Plus und Minus zusammgehören. Hier führte das stärkste Plus zum extremsten Minus.

Koda: immer rackern, immer zackern

Und was sollen wir nun von Goethe mitnehmen? Dies, was er 1830 zu Eckermann sagt?

Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen.

Anmerkungen:

¹ Die dem mündlichen Vortrag entstammenden stilistischen Eigentümlichkeiten sind nicht immer getilgt. Hier können nur einzelne Teile exemplarisch verdeutlicht werden. Eine umfassende Darstellung des Frankfurters liefert die fünfbändige

Monographie: Goethe. Ein Komet am Himmel der Jahrhunderte. 1999. Bei Bestellung über Tel 06 41/99-2 90 94 DM 100.– (oder Fax 06 41/99-2 90 94).

² Luserke, Der junge Goethe, Göttingen 1999, S. 9.

³ Ich kann das Modul: *Goethe unser erster* hier nicht einbringen.

⁴ Aja im Spanischen und Italienischen die Hofmeisterin, Erzieherin; die Brüder Stolberg gaben bei ihrem Besuch in Frankfurt im Mai 1775 Goethes Mutter diesen Namen nach der Mutter der vier Haimonskinder (einem Volksbuch).

⁵ Misel ist ein Lieblingswort des jungen Goethe, das er aus dem Elsass mitbrachte; es bedeutet *Mädchen*.

⁶ In der mündlichen Darstellung habe ich eine Hypertext-Präsentation versucht, um die tradierte Form des linearen Vortrags, die ömerig geworden ist, durch einen (modernen) event-Charakter goethisch zu steigern. Die Struktur vernetzender Verbindungen kann in der Druckversion nicht reproduziert werden; sie gehört einer multimedialen, Video- und Soundsequenzen einbeziehenden performance an: Zwar ist die Darstellung noch linear, indem sie ein Thema hat (den verborgenen Goethe), sie transformiert aber die Linie zum Netz.

⁷ Herzogs Redenschreiber ist hier in eine Falle gelaufen, die der Kalifornier Wilson aufstellte (Das Goethe Tabu, München 1999). Im Jubeljahr hat etwa auch Tilman Jens: Goethe und seine Opfer. Eine Schmähchrift. Düsseldorf 1999, versucht, mit Goethe Geld zu verdienen.